

JOHN
CLEESE

Wo war ich noch mal?

JOHN
CLEESE

Wo war ich noch mal?

AUTOBIOGRAFIE

Aus dem Englischen
von Yvonne Badal

Blessing

Titel der Originalausgabe: *So, Anyway ...*
Originalverlag: Random House Books, London



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2014 der Originalausgabe by John Cleese
Copyright © 2015 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München,
nach einer Vorlage von Richard Ogle
Foto: Andy Gotts/Celebrity Pictures
Titel Kalligrafie: Stephen Raw
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-505-7

www.blessing-verlag.de

Für Dad und Fish

DANK

Mein verbindlicher Dank an Jim Curtis für seine außerordentliche Bildung, konstante Unterstützung und Fähigkeit, von jetzt auf gleich Chronologien zu klären; an Howard Johnson, der Mengen an guten Dokumentationen über *At Last the 1948 Show* anschleppte; an meine Verleger auf beiden Seiten des Atlantiks sowie vor allem an Susan Sandon, nicht zuletzt Kevin Doughten, und meine Presseagentin Charlotte Bush.

Ich würde gerne allen Menschen danken, die ein Teil meines Lebens waren und mir insofern geholfen haben, dieses Buch zu schreiben. Ich möchte sie aber nicht namentlich anführen, weil es ziemlich viele sind, und falls ich zwei von ihnen vergesse, werden sie sehr aufgebracht sein und niemals wieder mit mir reden wollen. Das will ich nicht riskieren.

Schließlich noch eine Warnung bezüglich meines Lektors Nigel »Spats« Wilcockson, der versuchen wird, die ganze Urheberschaft für dieses Buch zu beanspruchen, obwohl ihm nur Dreiviertel davon gebühren.

Und ... drei Katzen und ein Fisch, die es mit mir ausgehalten haben, derweil ich usw. usw.

I. KAPITEL

Mein erster öffentlicher Auftritt fand am 13. September 1948 auf den Stufen zum Schwesternzimmer der St. Peter's Preparatory School in Weston-super-Mare, Somerset, England, statt. Ich war achtfünftel und mein Publikum ein Haufen Neunjähriger, die mir höhnisch »Chee-ese! Chee-ese!« zugrölten. Ich stieg die Treppen hoch, erniedrigt, verängstigt und vor allem fassungslos. Wie war es mir bloß gelungen, so viel Aufmerksamkeit zu erregen? Was hatte ich getan, um solche Aggressionen auszulösen? Und ... wie in aller Welt konnten die wissen, dass mein Familienname eigentlich Cheese ist?

Während die Hausmutter »Fishy« Findlater an mir die übliche Musterung vornahm, die jeder neue Schüler über sich ergehen lassen musste, versuchte ich meine Gedanken zu ordnen. Meine Eltern hatten mir immer eingebläut, mich von »garstigen bösen Jungs« fernzuhalten. Was machten die dann an einer freundlichen Schule wie St. Peter's? Und wie sollte ich mich hier von ihnen fernhalten?

Entscheidenden Anteil an meinem Dilemma hatte die Tatsache, dass ich nicht nur ein kleiner Junge, sondern ein sehr großer kleiner Junge war. Ich war ein Meter sechzig, und es wurde erwartet, dass ich noch vor meinem zwölften Geburtstag die Einsachtzigermarke überspringen würde. Es fiel mir also einigermaßen schwer, mich in den Hintergrund zu verdrücken, wie ich es mir so oft wünschte – vor allem später, als ich schon größer war als jeder Lehrer. Da war es dann auch nicht besonders hilfreich, dass einer von ihnen, Mr. Bartlett, mich immer als einen »herausragenden Bürger« bezeichnete.

Hinzu kam, dass ich meiner überbordenden Größe wegen »über meine Kräfte hinausgewachsen« war und diese physische Schwäche für so unkoordinierte und ungeschickte Bewegungen sorgte, dass mich mein Sportlehrer Captain Lancaster ein paar Jahre später als »hundertachtzig Zentimeter durchgekauter Bindfaden« bezeichnete. Addiert man noch hinzu, dass ich über keinerlei Erfahrungen mit der wölfischen Natur von Knabengangs verfügte, wird man sofort verstehen, weshalb meine Miene augenblicklich die Memme in mir verriet, als »Fishy« die Tür öffnete und mich zu meinem zweiten öffentlichen Auftritt hinausbugsierte.

»Keine Sorge«, sagte sie, »ist nur Gebell.« Welcher Trost sollte das wohl sein? Hätte man in Nürnberg auch sagen können. Aber wenigstens hatten sie zu skandieren aufgehört. Als ich mich die Treppe runterzwang, herrschte erwartungsvolle Stille. Dann ...

»Bist du ein Roundhead oder Cavalier?«

»Was?«

Gesichter, die gespannt auf Antwort lauerten, drängten sich mir entgegen: »Roundhead oder Cavalier?« Wovon sprachen die?

Hätte ich die Frage so verstanden, wie sie gemeint war, wäre ich sehr wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen, kleines zartes Pflänzchen, das ich war. (Vielleicht sollte ich an dieser Stelle den behutsamer aufgewachsenen Lesern erklären, dass ich hier nicht etwa aufgefordert worden war, meine wohlbedachten Ansichten über die jeweiligen Meriten der gegnerischen Parteien im englischen Bürgerkrieg 1642–49 kundzutun, sondern vielmehr offenzulegen, ob ich beschnitten war oder nicht.) Letztlich war mein erster Tag an der Prep School dann aber doch kein Totalausfall gewesen. Als ich abends nach Hause kam, hatte ich die tiefere Bedeutung zweier neuer Wörter gelernt – *pathetic* (mickrig) und *wet* (feucht hinter den Ohren/Heulsuse). *Sissy* (Schwuchtel, Weichei) musste ich allerdings in Dads Wörterbuch nachschlagen.

Warum war ich so ... unbeholfen? Nun, fangen wir doch bei meinen Anfängen an. Geboren wurde ich am 27. Oktober 1939 in Uphill, einem kleinen Dorf südlich von Weston-super-Mare beziehungsweise von diesem nur durch die Breite der Straße getrennt, die von der Küste vor Weston ins Landesinnere führte. Meine früheste Erinnerung gilt jedoch nicht Uphill, sondern einem Baum in dem Dorf Brent Knoll ein paar Meilen entfernt. Ich liege darunter und blicke durch die Äste in einen strahlend blauen Himmel. Die Sonnenstrahlen fallen in unterschiedlichen Winkeln auf die Blätter, weshalb mein Blick zwischen flimmernden Farbflecken hin und her flackert und die opulent grünen Nuancen des opulenten Blattwerks wahrnimmt (ich dachte, ich sollte hier mal »opulent« und »Nuancen« und »Blattwerk« in einem Satz hinkriegen, weil meine Lehrer immer meinten, so etwas sei ein Zeichen von schöpferischem Talent. Allerdings hätte ich »opulent« wohl nicht gleich doppelt verwenden sollen).

Natürlich bin ich mir nicht *gewiss*, dass das meine früheste Erinnerung ist, aber mit Gewissheit habe ich das immer *geglaubt*, und es *gefällt* mir, das zu denken, weil es sinnig scheint: Baby-Ich liegt im Kinderwagen und beobachtet zufrieden das Zusammenspiel des flimmernden opulent grünen Blattwerks in seinen schönsten Nuancen.

Eines weiß ich jedoch sicher, nämlich dass die Deutschen kurz vor dieser Begebenheit mit dem Baum Weston-super-Mare bombardiert hatten. Ich will das nur noch mal festhalten ...

Am 14. August 1940 warfen deutsche Flieger ihre Bomben auf Weston-super-Mare ab. Das ist nachweisbar. Es stand in allen Zeitungen, besonders ausführlich im *Weston Mercury*. Die meisten Westoner waren überzeugt, dass das ein Versehen sein musste. Immerhin waren die Deutschen berühmt für ihre Effizienz, warum also sollten sie völlig einwandfreie Bomben auf Weston-super-Mare abwerfen, wo es in Weston-super-Mare doch nichts gab, was eine Bombe zerstören konnte, das auch nur annähernd so

wertvoll gewesen wäre wie die Bombe, die es zerstörte? Das würde bedeuten, dass jede Explosion bei uns ein winziges Loch in die deutsche Kriegskasse gerissen hat.

Aber die Deutschen kamen wieder, mehrfach sogar, was allen ein Rätsel war. Gleichwohl geht mir der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass es den Westonern ziemlich gut gefiel, bombardiert zu werden. Es verlieh ihnen eine Bedeutung, an der es ihrem Leben ansonsten mangelte. Doch das beantwortet noch nicht die Frage, warum sich *The Hun* diese Mühe machte. War das teutonische *Joie de vivre*? Haben die Luftwaffenpiloten die Weston Seafront mit der Westfront verwechselt? Ich habe ältere Westoner mit vollem Ernst sagen hören, dass das auf Veranlassung von William Joyce geschehen sei, dem berüchtigten »Lord Haw-Haw«, den die Briten 1946 als Landesverräter hängten, weil er sie im Krieg mit Nazi-Radiopropaganda genervt hatte. Als ich diese Hobbyhistoriker später fragte, warum ein Mann irischer Abstammung aus Brooklyn, New York, einen solchen Animus gegen Weston gehegt haben soll, dass er Hitler am Schlafittchen packte und auf die Bombardierung unseres Städtchens festnagelte, wurden sie still. (Ich glaube ja eher, dass Reichsmarschall Hermann Göring nachtragend war wegen eines unappetitlichen Vorfalls, der sich in den 1920er-Jahren unter der vermutlichen Beteiligung von Noël Coward and Terence Rattigan am Weston-Pier zugetragen hatte.)

Am sinnvollsten scheint mir die Erklärung meines Vaters zu sein: Die Deutschen haben Weston bombardiert, um zu beweisen, dass sie nicht so humorlos sind, wie man es ihnen nachsagt.

Was immer der wahre Grund dafür gewesen sein mag, jedenfalls übersiedelten wir zwei Tage nach dem ersten Fliegerangriff in ein idyllisches Dörfchen in Somerset namens Brent Knoll. Dad hatte seit seinen vier Jahren in den Schützengräben von Frankreich die Nase ziemlich voll gehabt von Big Bangs, und da er in Weston gerade nichts weiter vorhatte, das entscheidend zum Ausgang des Krieges hätte beitragen können, verbrachte er den

Tag nach dem ersten Angriff im Auto und fuhr die Gegend ab, bis er den kleinen Hof von Mr. und Mrs. Raffle entdeckte, die sich bereit erklärten, die Cleese-Familie als zahlende Gäste aufzunehmen. Ich liebe ihn dafür, dass er da nicht lange *gefackelt* hat: Wir waren dann mal weg! Typisch für ihn auch, dass er so smart gewesen war, uns in dieser Zeit strikter Rationierungen eine Farm zu suchen, wo durchaus mal ein Ei oder ein Huhn oder sogar ein Ferkel abhandenkommen konnte, ohne allzu viel Aufmerksamkeit zu erregen.

Mutter erzählte mir, dass Dad dieses sofortigen Rückzugs wegen von so manchem Westoner hinter vorgehaltener Hand kritisiert wurde. Offenbar hätten sie es würdevoller gefunden, hätten wir noch eine Woche gewartet, bevor wir davonliefen. Meiner Meinung nach haben sie dabei das Wesentliche des Davonlaufens nicht begriffen. Nur ein zwanghafter Zauderer käme auf die Idee, »Rennt nächsten Mittwochnachmittag um euer Leben!« zu kreischen.

Aber zurück zum Baum. Viele Jahre später habe ich die Farm noch einmal besucht, und gerade so, wie ich es in Erinnerung zu haben glaubte, stand da mitten im Vorgarten ein riesiger Kastanienbaum. Unter dem hätte mein Kinderwagen gut geparkt worden sein können. 1940 war das Haus eines von mehreren mittelgroßen Gebäuden gewesen, die sich mit Blick auf die gegenüberliegenden Felder die Straße entlangreihen. Von der Frontseite betrachtet, sah es nicht sehr bäuerlich aus, aber wenn man die Auffahrt hinauf zum hinteren Teil lief, stand man in einem richtigen Bauernhof samt Matsch und Hühnern und rostigen Geräten und Frettchen in Käfigen und Kaninchen in Holzverschlägen.

Und genau dieser Anblick deckt sich mit meiner zweiten Erinnerung (diese Begebenheit *muss* nach der ersten stattgefunden haben, denn nun stehe ich bereits): Ich werde von einem Kaninchen gebissen.

Oder vielmehr, ein Kaninchen hat an mir geknabbert, doch weil ich ein so spilleriger, verzärtelter Schlappschwanz war, reagierte ich darauf, als hätte es mir ganze Gliedmaße abgebissen. Es war die schiere Ungerechtigkeit dieses Vorgangs, die mich so aufbrachte. Gerade eben sagte ich noch, »Hello, Mr. Bunny!« und hatte in sein süßes Gesichtchen und über seine lustigen Schlappohren gelacht. Im nächsten Moment fällt dieses Mistvieh über mich her. Völlig grundlos. Was, frage ich mich, hatte ich dem Kaninchen getan, um so eine psychotische Reaktion auszulösen?

Die relevantere Frage wäre allerdings: Wieso war ich so eine *Memme*? Die naheliegende Antwort darauf lautet: weil ich das einzige Kind von älteren, überfürsorglichen Eltern war. Auch dafür habe ich eine Erinnerung parat (Nummer 3). Jetzt bin ich ungefähr drei und gerade im Red Cow Inn, dem Hauptumschlagplatz und pulsierenden Herzen von Brent Knoll. Irgendwie schaffe ich es, mir die Hand zu stoßen. Noch bevor ich in Tränen ausbreche, halte ich sie zu meinem Vater hoch und jaule: »Daddy, schau! Ich hab mir an meinem kostbaren Daumen wehgetan!« Zu meinem großen Erstaunen ernte ich damit einen Riesenlacher. Ja ist denn mein Daumen *nicht* kostbar, frage ich mich? Dad jedenfalls hält ihn mit Sicherheit dafür. Denn wann immer es die Umstände erfordern, sagt er: »Oh, hast du dir an deinem kostbaren [bitte maßgeblichen Körperteil eintragen] wehgetan?!«

Ich zögere, meinen Dad zu kritisieren, denn was immer ich an Zurechnungsfähigkeit besitze, verdanke ich seiner liebevollen Güte. Aber es besteht kein Zweifel, dass er mich verhätschelte und dass dieses Verzärteln von Kindesbeinen an einer der Gründe war, weshalb ich mein Leben als Waschlappen begann. Nicht einmal als Schüler habe ich mich je besonders mannhaft oder draufgängerisch oder stark oder kernig oder auf gesunde Weise aggressiv gefühlt. Schulhofgangs habe ich immer gemieden, weil ich nie verstand, warum irgendwer auf ein solches Verhalten Lust haben sollte. Ich liebte Ballspiele, fühlte mich aber immer

von brutalen Körpereinsätzen wie zum Beispiel beim Rugby abgestoßen, weshalb ich mich sogar als Mitspieler immer auf sichere Distanz zum Geschehen hielt. Als ich siebzehn und am Clifton College war, nahm mich mein stellvertretender Heimleiter Alec MacDonald zur Brust, weil ich vor jedem Tackling kniff. Erst bezeichnete er das, was ich auf dem Spielfeld tat, als »das Herumgetanze einer behinderten Schwuchtel«, dann befahl er mir, ihm bei der Demonstration eines richtigen Tacklings zuzusehen. Dazu bat er Tony Rogers, einen Spieler aus der Start-Mannschaft unserer Schule, auf ihn loszustürmen, ging auf Tuchfühlung mit ihm und dann hart an den Mann, gerade als Rogers ihm ausweichen wollte. Das Ergebnis war, dass Mr. MacDonalds Kopf heftigen Kontakt zu Rogers rechter Hüfte aufnahm. Mr. MacDonald stand für den Unterricht am Nachmittag nicht zur Verfügung, tatsächlich tauchte er sogar achtundvierzig Stunden lang nicht wieder auf. Und als er dann wieder unterrichtete, war ich zu feige, ihm seine Erklärung »Wenn du hart an den Mann gehst, wirst du nie verletzt werden« um die Ohren zu hauen. Wann immer ich dem Gerempel internationaler Rugby-Teams im Twickenham-Stadion zusehe, bin ich zwar von Ehrfurcht ergriffen, fühle mich aber genetisch völlig abgekoppelt von ihnen. Ich wurde nicht geboren, ein ganzer Kerl zu sein, und habe klaglos akzeptiert, dass mir von Geburt an jeglicher Machismo abgeht. Außerdem habe ich den Eindruck, dass es sehr selten Feiglinge sind, die Unannehmlichkeiten bereiten, was dann vermutlich auch der Grund sein dürfte, dass meist sie es sind, die von Leuten erschossen werden, die mit Unannehmlichkeiten keine Probleme haben.¹

¹ Die scharfsinnigste Definition eines Feiglings stammt vom amerikanischen Schriftsteller Ambrose Bierce: Ein Feigling ist »einer, der in einer gefährlichen Notlage mit den Beinen denkt«. Mir scheint dieser Charakterzug eine sehr kluge Reaktion auf eine Gefahrenlage zu sein. Allein dass es sie als Möglichkeit gibt, erklärt, warum Generäle Feiglinge am liebsten tot sehen – weil die Idee, weglaufen zu können, anderenfalls derart schnell Schule machen würde, dass die Lamettahengste über Nacht arbeitslos wären oder zumindest selbst einmal etwas kämpfen müssten, was in ihrer Dienstbeschreibung jedoch nicht vorgesehen ist.

Übrigens will ich meiner kindlichen Memmenhaftigkeit wirklich nichts Bewundernswertes andichten. Ich war ganz unbestreitbar ein hasenherziger kleiner Hänfling, aber das hatte durchaus einen Vorteil: Ich brauchte gar nicht erst zu versuchen, diese notorisch hirnlose Aggression so mancher Knaben aufzubieten. Besser eine Memme als ein Psycho, sage ich immer, und ich bin stolz, verkünden zu dürfen, dass ich es niemals über mich gebracht habe, bei so etwas wie Cage Fighting auch nur zuzusehen.

Ein gewisser Teil meiner Beklommenheit ist also den Verzärtelungen meines Vaters anzulasten, ein größerer Teil lässt sich auf die komplizierte Beziehung zu meiner Mutter zurückführen. In diesem Zusammenhang fällt mir eine andere frühe Erinnerung ein. Ich liege im Bett, bin fast schon eingeschlafen, da veranlasst mich ein Geräusch, den Kopf zu drehen. Schatten bewegen sich vor der halb geöffneten Tür des Kinderzimmers. Es sind die meiner miteinander ringenden Eltern. Dad war in mein Zimmer gekommen, und Mum deshalb über ihn hergefallen, um dann ein Gestöber an Schlägen, denen er auszuweichen versucht, auf ihn niederprasseln zu lassen. Kein Laut ist zu hören – ich nehme an, dass beide versuchen, mich nicht zu wecken. Diese Erinnerung ist mit keinem Gefühl verbunden, wiewohl sie sich mir so glasklar eingepägt hat. Sie besteht nur aus diesen beiden Schatten, die ich ein paar Sekunden lang sehe, und dann ... Stille. Während ich dies niederschreibe, schnürt es mir ein wenig die Kehle zu. Das Maß an Gewalt, von dem ich hier berichte, ist gering. Da gibt es von keinem Prügelstock und auch von keiner Kettensäge zu erzählen, nur von kleinbürgerlichen Schlägen ohne jede Gefahr der schweren Körperverletzung im Sinne des englischen Gesetzes. Dennoch, mein geliebter Dad, ein lebenswürdiger und anständiger Mensch, wird von dieser unbegreiflichen Kreatur, die allen Gerüchten nach meine Mutter sein soll, verprügelt.

Kleine Kinder verfügen über so wenig Lebenserfahrung, dass sie unweigerlich glauben, alles, was um sie und mit ihnen

geschieht, sei die Norm. Ich erinnere mich, dass meine Tochter Cynthia, da war sie noch sehr klein, völlig überrascht gewesen war, als sie entdeckte, dass einige Väter ihrer Freunde nicht beim Fernsehen arbeiteten. Im selben Sinne wäre es mir schwergefallen, meine Beziehung zur Mutter als problematisch zu bezeichnen, denn ich hatte ja keine Vorstellung, was der Begriff »mütterlich« für die meisten anderen Menschen bedeutet. Dad hatte mir erzählt, dass er einmal einen verwundeten Soldaten im Schützengraben nach seiner Mutter hatte rufen hören. »Warum um alles in der Welt sollte er nach ihr rufen?«, fragte ich mich verwundert. Und als ich dann im Laufe der Jahre von Freunden hörte, dass ihre Mütter die besten Freundinnen und die Personen waren, bei denen sie sich seelische Unterstützung holten, dachte ich nur: »Das muss wunderbar sein ...«



Mutter (links) und ich.

Man möge nun aber bitte nicht glauben, dass ich sie leichthin als »schlechte Mutter« abstemple. In vieler Hinsicht war sie eine gute, manchmal eine sehr gute Mutter. Sie war außerordentlich sorgsam in Alltagsdingen, kochte gut, kümmerte sich darum, dass ich angemessen und immer warm und trocken gekleidet und beschuht war, hielt das Haus peinlich sauber und beschützte mich aufs Grimmigste. Einmal erinnerte ich mich unter einer leichten Hypnose an einen deutschen Luftangriff. Kaum war das Dröhnen der Bomber zu hören, kroch meine Mutter mit mir unter den großen Küchentisch und warf sich schützend über mich.

Falls mich die Erinnerung hier trügen sollte, wäre es dennoch genau das gewesen, was sie getan hätte.

Faktisch war sie demnach also makellos. Aber sie war ichbesessen und unsicher, und das konnte das Leben mit ihr wirklich ungemütlich machen.

Ein Indiz für diese Ichbesessenheit war aus meiner Sicht ihre außerordentlich geringe Allgemeinbildung. Bei einem ihrer Besuche in London in den späten Achtzigerjahren setzten wir ihr zum Lunch einen Salat mit Wachteleiern vor. Sie fragte, was das für Eier seien, und ich erklärte ihr, dass es sich um Maulwurfseier handle und wir immer frühmorgens nach Hampstead Heath raufließen, weil die Maulwürfe sie nachts vor den Eingängen ihrer Erdgänge ablegten, und dann noch am selben Tag zu essen pflegten, bevor die Maulwurfsküken Zeit zum Schlüpfen hatten. Meiner Familie fiel die Klappe runter, aber Mutter hörte sehr aufmerksam zu und sagte dann, sie fände sie »köstlich«. Später am Tag fiel der Name Maria Stuart. Den hatte sie schon mal gehört, fragte mich aber, wer das sei. Und da ich gerade ein familiäres Publikum hatte, beschloss ich das Ganze etwas zu würzen und erklärte ihr, dass es sich um eine Darts-Meisterin aus Glasgow handelte, die im Blitzkrieg ums Leben gekommen sei. »So eine Schande!«, sagte sie.

Natürlich war das etwas ungezogen von mir, aber ich wollte meiner Familie beweisen, dass ich nicht übertrieben hatte mit einem Kommentar über meine Mutter, den sie mir schlicht nicht abgenommen hatten, nämlich, dass sie *keinerlei Kenntnisse von irgendwas besaß, das nicht in unmittelbarer Zukunft unmittelbar ihr eigenes Leben betreffen konnte*, was zugleich bedeutete, dass sie überhaupt keine Allgemeinbildung besaß – und wenn ich *keine* sage, dann meine ich damit nicht sehr, sehr wenig. Das hatten sie natürlich für mächtig übertrieben gehalten.

Der Grund für dieses Manko war nicht etwa, dass sie nicht intelligent genug gewesen wäre, sondern dass sie in einem konstan-

ten, intensiven Angstzustand lebte, in einer Art von permanent aufkommender Panik, die dafür sorgte, dass sie sich nur auf Dinge konzentrieren konnte, die sich möglicherweise gleich *direkt* auf sie auswirken würden. Da versteht es sich von selbst, dass sie unter allen nur denkbaren landläufigen Phobien litt, plus noch einigen ungewöhnlicheren (wie zum Beispiel der panischen Angst vor Albinos und Leuten mit Augenklappen). Aber sie warf ihre Netze noch sehr viel weiter aus. Ich pflegte immer zu witzeln, dass sie unter einer Omniphobie litt – denken Sie sich etwas aus, sie hatte krankhafte Furcht davor. Es stimmt, dass ich sie nie von einem Laib Brot oder einem Cardigan oder einem Stuhl in Panik versetzt sah, aber alles ab einer bestimmten Größe, das sich ein bisschen bewegen konnte, war eine Gefahr, und jeder halbwegs hörbare Laut schreckte sie über jedes Maß hinaus auf. Ich hatte mal eine Liste von den Umständen und Vorgängen zusammengestellt, die ihr eine Heidenangst einjagten, und die war ziemlich lang: lautes Schnarchen, niedrig fliegende Flugzeuge, Kirchenglocken, Feuerwehirsirenen, Züge, Busse, Lastwagen, Donner, lautes Rufen, große Limousinen, Mittelklassewagen, ratternde Kleinwagen, Alarmanlagen, Feuerwerke und besonders Knallfrösche, laute Radios, bellende Hunde, wiehernde Pferde, still stehende stille Pferde, Kühe im Allgemeinen, Megafone, Schafe, das Ploppen von Sektkorken, Motorräder und Mopeds, platzende Luftballone, Staubsauger (exklusive des von ihr selbst benutzten), Dinge, die jemand fallen lässt, Dinner-Gongs, Papageienkäfige, Furzkissen, Türglocken, Hammerschläge, Bomben, Hupen, altmodische Wecker, Pressluftbohrer, Haartrockner (inklusive des von ihr selbst benutzten).

Kurzum, Mutter erlebte den Kosmos als eine einzige riesige Sprengfalle.

Folglich war es ihr auch nie möglich, sich wirklich zu entspannen, ausgenommen vielleicht während der Zeit, in der sie auf dem Sofa strickte, während Dad und ich vor dem Fernseher

saßen. Doch selbst das tat sie aktivistisch, denn sie strickte immer gegen die Uhr. Mir fiel schon vor Jahren auf, dass ängstliche Menschen (ich selbst definitiv eingeschlossen) dazu tendieren, sich mit unbedeutenden Dingen zu beschäftigen, um sich von ihren steten Angstgefühlen abzulenken und diese somit zu reduzieren. Stillstand bedeutet Angst maximalster Intensität, also fummelt man herum und tut ständig etwas, so als leide man unter unerklärlicher Zeitnot. Doch Mutters Ängste konnten selbst durch ihre ebenso zahllosen wie sinnlosen Tätigkeiten nicht gemildert werden. Sie war durchdrungen von der Vorstellung, dass sie all die unmittelbar bevorstehenden, namenlosen Katastrophen nur abwenden könne, indem sie permanent auf der Hut vor ihnen war. Eine Sekunde der Unaufmerksamkeit, und schon würden sie auf sie einstürzen. Einmal schlug ich Dad vor, ein lebensgroßes Hamsterrad für sie zu bauen, damit sie es einfacher hätte, den ganzen Tag aktiv zu bleiben, und sich nicht mehr andauernd solche unsinnigen Aktivitäten wie das Polieren von Erbsendosen, Stapeln von Tassen, Umsticken von Taschentüchern, Auskochen von Stricknadeln oder Auskämmen von Teppichfransen ausdenken müsste.

Sie selbst ging die Sache anders an, nämlich indem sie ihre Ängste auf ein Blatt Papier schrieb, auf dass sie keine vergessen konnte und die Katastrophe dann nicht rechtzeitig auf sich zukommen sehen würde. Nachdem Dad gestorben war, pflegte ich öfter runter nach Weston zu fahren und sie zu besuchen. Jedes Mal begrüßte sie mich mit einer Tasse Kaffee und einer sehr langen Sorgenliste, die sie in den Wochen zwischendurch geschrieben hatte. Und jedes Mal saßen wir dann zusammen und debattierten in einiger Länge und Breite über jede Angst: Worum ging es dabei; warum spielte sie eine so große Rolle; wie wahrscheinlich war es, dass sie sich bewahrheitete; was konnte sie tun, um zu verhindern, dass sie sich bewahrheitete; was konnten wir tun, wenn es tatsächlich geschah; und was würden wir tun, wenn es

nicht geschah ...? Wenn wir dann rund sechs Ängste abgearbeitet hatten, machte sie frischen Kaffee, dann ging es weiter, bis es an der Zeit war, ins Bett zu gehen. Falls wir bis dahin nicht alle geschafft hatten, hoben wir uns die restlichen zum Frühstück auf. Es dauerte Jahrzehnte, bis ich begriff, dass die Analyse ihrer Ängste diese nicht abgemildert hatte, sondern sie durch den kontinuierlichen Kontakt mit einem anderen Menschen einfach etwas ruhiger geworden war.

Warum Mutter dermaßen verängstigt war, weiß ich schlicht nicht, ich kenne nur das Endergebnis: Sie war schwierig. »Schwierig« ist eigentlich nicht ganz zutreffend. Es gab letztthin nur eine einzige Sache, die sie wirklich wollte. Nur eine. Aber das war, die Dinge auf ihre Art durchzusetzen. Und wenn sie ihren Willen nicht bekam, dann war sie verärgert. Und sie war ziemlich schnell aufgebracht. Tatsächlich kann ich wohl sagen, dass das ihre besondere Begabung war. Und wenn sie etwas aufbrachte – es gab ein *sehr* kleines Aufgebot an Dingen, die das in letzter Konsequenz nicht taten –, dann flippte sie aus, dann bekam sie einen Wutanfall nach dem anderen, und die waren von derart unvorstellbaren Lautstärken und derart aktivistisch, dass es Zeiten gegeben haben muss, in denen Dad sich nach der relativen Beschaulichkeit der Schützengräben in Frankreich zurücksehnte.

Doch Mutter hätte sich selbst nie als eine Tyrannin gesehen. Ihr Trick war Herrschaft durch Schwäche. Während Dad es *vorzog*, bei offenem Fenster zu schlafen, *musste* es bei Mutter geschlossen sein, weil sie die Alternative *einfach nicht verkräftete*. Betrüblicherweise war damit grundsätzlich jede Wahl verbaut, weshalb Verhandlungen auch nie eine Option waren. Einmal vertraute Dad mir an, dass sie vor ihrer Heirat sehr viel flexibler gewesen sei.

Erst in späteren Jahren begann ich zu erkennen, *wie* alarmiert Dad von ihren Ausrastern wirklich war. Zwar sagte er gelegentlich so etwas wie dass man »die kleine Lady auf ebenem Kiel

halten« müsse, doch in Wahrheit wollte er mit seiner gespielt amüsierten Gelassenheit seine eigene Angst verbergen. Denn wenn Mutter die Beherrschung verlor, dann drehte sie wirklich durch: Rage füllte ihr ganzes Inneres aus, bis dort kein Raum mehr für die anderen Aspekte ihrer Persönlichkeit war. Sie mussten Platz machen, bis sich wieder alles ein wenig beruhigt hatte. Die Redensart »außer sich vor Wut« könnte in Weston-super-Mare erfunden worden sein.

Mutter konnte auch ziemlich charmant und heiter und amüsanter sein, aber nur, wenn Besuch da war. Kaum war er gegangen, schwand ihre Geselligkeit dahin. Das heißt, es herrschte praktisch immer Spannung im Hause Cleese, denn wenn Mutter gerade einmal nicht zornig war, dann nur, weil sie *noch* nicht wieder zornig war. Dad und ich wussten, dass der winzigste Anlass – praktisch jeder – zum Auslöser eines neuen Ausbruchs werden konnte, ergo lautete die Devise: Verhalte dich immer unauffällig und friedliebend.

Es kann kein Zufall sein, dass ich einen so großen Teil meines Lebens mit irgendeiner Art von Therapie verbrachte und die überwältigende Mehrheit meiner Probleme etwas mit meinen Beziehungen zu Frauen zu tun hatte. Die tief eingefleischte Angewohnheit, in Gegenwart meiner Mutter wie auf Eiern zu gehen, beherrschte meine romantischen Liaisonen viele Jahre lang, folglich hatten Frauen mich immer ausgesprochen fade gefunden, bis sich das allmählich zu ändern begann. Der mir eigene Cocktail aus übermäßiger Höflichkeit, unendlicher Beflissenheit und der Angst, irgendwelche Kontroversen vom Zaun zu brechen, machte mich total unsexy. Sehr, sehr nette Männer machen keinen Spaß. Ich schrieb einmal einen Sketch, der auf meinem jüngeren Ich basierte (1968, für das US-Special *How to Irritate People*), weil ich zeigen wollte, wie vertrackt der ständige Versuch eines friedfertigen Verhaltens sein kann:

John Cleese: Ich fürchte, ich bin heute Abend keine sehr angenehme Gesellschaft.

Connie Booth: Nein, es ist meine Schuld. Ich bin nervös.

JC: Nein, nein, nein, du bist wundervoll, wirklich, super! Es ist meine Schuld.

CB: Ach, Schwamm drüber.

JC: Ich bin keine angenehme Gesellschaft.

CB: Doch, bist du.

JC: Bin ich nicht. Ich töte dir den letzten Nerv.

CB: Ist schon in Ordnung.

JC: Ich habe dir immer den letzten Nerv getötet. Es ist meine eigene Schuld, du hast mir ja schon das letzte Mal gesagt, dass ich dir zu oft auf die Nerven gehe.

CB: Bitte!

JC: Sag doch, gehe ich dir zu sehr auf die Nerven?

CB: Ein wenig.

Obwohl wir uns nur selten unsere wahren Gefühle zeigten, gab es doch Momente der Nähe zwischen meiner Mutter und mir. Fast immer, wenn wir gemeinsam lachten. Sie hatte einen ziemlich schrillen Sinn für Humor, und als ich älter wurde, entdeckte ich zu meiner Überraschung, dass sie sogar über hintergründige, ja ziemlich schwarze Witze lachen konnte. Einmal, ich erinnere mich noch gut, listete sie gerade methodisch alle Gründe auf, weshalb sie nicht mehr weiterleben wollte, während ich mich angesichts meiner Machtlosigkeit, ihr zu helfen, wie üblich deprimiert und als Versager fühlte. Plötzlich hörte ich mich sagen: »Mutter, ich habe eine Idee.«

»Ach ja? Und wie sieht die aus?«

»Ich kenne einen kleinen Mann, der lebt in Fulham. Mit dem könnte ich mal reden, und wenn du dich nächste Woche immer noch so fühlst – aber nur, wenn du das willst –, könnte er nach Weston kommen und dich umbringen.«